

Predigt zum 27.Sonntag im Jahreskreis Maria Laach, 4./5.10.2014 (P.Johannes Naton)

Lesung: Jesaja 5, 1-7

Evangelium: Mt. 21,33-44

Liebe Schwestern und Brüder,

Ein junges Paar will heiraten. Die beiden sind arm. So schreiben sie in der Einladung an die Gäste: Bringt alle eine Flasche Wein mit. Im Festsaal wird ein großes Fass stehen, dort schüttet den Wein hinein. Wenn dann das Fest beginnt, können wir für alle daraus schöpfen und trinken. So geschah es, alle Gäste kamen und schütteten ihre Flaschen in das Fass, und als das Mahl begann, schöpften die Tischdiener daraus und brachten allen Gästen ein Glas davon. Doch wie erschrecken alle, als sie merkten: ES war nur Wasser in den Gläsern. Und alle begriffen, dass sie alle das gleiche gedacht hatten: Ich bringe nur Wasser mit, das ist billiger, und die eine Flasche Wasser in dem großen Fass Wein wird niemand merken. So waren sie alle beschämt, und das Fest fand nicht statt.

Diese Geschichte habe ich als Schüler im Religionsunterricht gehört. Viele von uns Schülern fanden diesen Text toll, aber einige fanden ihn durchaus langweilig. Das waren vor allem jene, die nicht erkannten, dass die Story eine Anspielung auf das Weinwunder zu Kana gewesen war.

Ohne diesen Evangeliums-Bezug ist die Geschichte tatsächlich nicht großartig: Ihr Duktus ist moralisierend, die Fabel ist schlicht: Weil alle Menschen egoistisch waren, wird aus dem Fest der Liebe eine Blamage. Die Moral ist ebenso simpel: Ihr Menschen, seid gut, dann wird die Welt nicht mehr böse sein.

Ihren Reiz und ihre Tiefenschärfe bekommt die Geschichte als Kommentar zu dem Evangelium, in dem Jesus die Not einer Hochzeitsgesellschaft wendet, und durch die Wandlung von Wasser zu Wein die Menschenfreundlichkeit Gottes vermittelt. Das ist Kern der kirchlichen Verkündigung. Die Umkehrung des Weinwunders wird so zu einer scharfen Anfrage an die Christenheit: Was haben wir aus dem Evangelium gemacht, was hat das Volk Gottes mit dem Gnadengeschenk Jesu angefangen? Eine Kirche, in der jeder nur noch an sich denkt, nicht dienen, sondern nehmen will, wird zur Karikatur ihrer eigenen Botschaft.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem heutigen Evangelium: Das Gleichnis Jesu vom Weinberg und den bösen Winzern ist eine harte und finstere Erzählung. Sie hat, isoliert betrachtet, eine schlichte Moral: Böse Menschen, die guten Menschen Unrecht tun, werden ein böses Ende nehmen. Es ist also besser, nicht böse zu sein.

Die christlichen Tradition hat zeitwillig diese schlichte Moral noch verengt: Man bezog das Gleichnis auf das gesamte jüdische Volk und behauptete: Alle Juden sind wie die bösen Winzer, sie haben den Sohn Gottes ermordet, nun droht ihnen ewige Strafe.

Eine ganz andere Dimension erschließt sich, wenn man die Kenntnis der alttestamentlichen Geschichte voraussetzt: Das Weinberglied des Jesaja, das ein bedeutender Text der jüdischen Lehrtradition war und von den Priestern und Schriftgelehrten immer wieder gelesen, verkündet und ausgelegt wurde. Bei Jesaja ist der Weinberg Synonym für das ganze Volk, und die sauren Früchte sind Bild für die gottlose Unmenschlichkeit, die sich in der Alltagsrealität in allen Ständen und Sippen einschlich. Dieses Prophetenwort ist eine furiose Selbstkritik, der sich das Judentum immer wieder unterwarf.

Jesus variiert diese Tradition: Es ist eben nicht der Weinberg, nicht das ganze Volk böse und verworfen, es geht um die Winzer. Jene also, die an den Schalthebeln der geistigen und weltlichen Macht sitzen, und die dem Herrn die Ernte verweigern, indem sie das Volk an einer bibelgemäßen Glaubenspraxis hindern.

Aus der Volkskritik ist eine Klerus-Kritik geworden, sie richtet sich an die Kenner und Ausleger des Gotteswortes. Das erklärt die besondere Schärfe. Hier wird die Moralpredigt der Schriftgelehrten gegen sie selbst gewendet: Sie, die stets dem Volk, aber nicht sich selbst Sünde vorwerfen, sie werden angeklagt: Wenn Ihr so selbstgerecht verkündigt, wird Gott Euch Wort und Weinberg entziehen.

Wann immer Christen dieses Gleichnis als Selbstbestätigung und antijüdische Propaganda missbrauchten, tappten sie in die gleiche Falle wie die Hohepriester zu Jesu Zeiten: Aus der Selbstkritik wird Selbstgerechtigkeit, die Umkehr wird verweigert. Und da werden plötzlich ein zorniger Jesus und ein strafender Gott beschrieben. Das muss uns irritieren, da die Angst vor Gott jahrhundertlang als fragwürdige Kirchenpädagogik eingesetzt wurde. Vorzüglicher sind da andere Eigenschaften Gottes, die Jesus nachdrücklich verkündet: Seine Liebe, Barmherzigkeit, Menschenfreundlichkeit und sein Mitleid, wie in den Gleichnissen vom verlorenen Sohn oder von dem guten Hirten zu lesen ist. Ja, so ist der Gott Jesu Christi.

Warum dann Furcht vor dem Zorn Gottes? Angst ist kein guter Ratgeber. Und sie ist, wenn man nicht gerade einem Fundamentalistenprediger vor die Kanzel gerät, weitgehend als Mittel der kirchlichen Verkündigung aussortiert.

Das heißt aber nicht, dass sie gänzlich verschwunden wäre, denn die Furcht ist zwar kein weises, aber ein wirkungsvolles Argument. In der politischen und sozialen Debatte ist die Angst vor den Folgen menschlichen Fehlverhaltens allgegenwärtig, wenn es um ungesunde Ernährung geht, um Klimawandel und Umweltzerstörung, um Terrorgefahr oder Extremismus. Warnungen vor drohendem Übel prägen den Diskurs.

Und die Furcht funktioniert nicht nur von oben nach unten, als Kampfmittel des Mächtigen. Furcht hat natürlich auch der Politiker vor dem Wähler, der ihn bei unpopulären Entscheidungen nicht wiederwählen könnte, Furcht hat der große Konzernchef vor dem Zorn des Kunden, der die Produkte für zu teuer hält, Furcht hat der Journalist vor dem Leser, dem die Schlagzeilen zu langweilig werden. Furcht hat der Prominente bei jedem Interview davor, dass er für eine unkorrekte Nebenbemerkung angeprangert werden könnte. Der Wutbürger ist allgegenwärtig, und sein Recht auf Zorn ist ihm lieb und wert.

Und wenn nun unser Gott ein menschlicher Gott sein soll, wie sollte ihm Zorn fremd sein? Gäbe es denn gar keine Anlässe für einen mitleidenden und gerechten Gott, in Rage zu geraten?

Wenn wir heute Erntedank feiern und doch von der Umweltzerstörung nicht lassen?

Wenn heute Christen wegen ihres Glaubens an vielen Orten ermordet oder verfolgt werden und kaum Unterstützung von Glaubensbrüdern in aller Welt erfahren? Wenn auch heute immer wieder Kindesmissbrauch, sogar durch kirchliche Würdenträger verschuldet, in die Schlagzeilen kommen?

Das Lied vom Weinberg und das Gleichnis von den bösen Winzern sagen uns: Es gehört zum Wesen des liebenden Gottes, dass ihn herzloses Unrecht nicht kalt lässt. Und es gehört zum Wesen des Gotteswortes, dass es uns nicht in unserer Selbstgefälligkeit bestätigt, sondern uns immer neu zur Umkehr aufruft. Der erste Winzer, dessen Ignoranz zur Debatte stehen soll, bin ich, nicht die anderen. Erst dann, wenn ich mich selbst der Mahnung geöffnet habe, kann ich auch andere mahnen. Sonst trifft uns christliche Kirchgänger die gleiche Klage, die damals die Schriftgelehrten von Jesus hören mussten, und wir verlieren mit unserer Glaubwürdigkeit auch den Weinberg selbst. Gott setzt unter die Winzerdebatte eben keinen Schlußstrich, sondern klagt bis heute da an, wo Unrecht getan wird.

Doch der so erzürnte Gott ist kein finsterner Willkürherrscher, sondern derjenige, der mit Liebe und Fürsorge in Vorleistung gegangen ist, der als Herr des Weinbergs allen Trauben beste Pflege zukommen ließ.

Es geht also nicht darum, einen Despoten zu beschwichtigen, es geht darum, endlich angemessen auf seine Liebe zu antworten. Auch in der zornigsten Seite der Bibel steckt immer das Angebot zum Neubeginn und zum Entdecken der Barmherzigkeit Gottes, und das ist auch heute noch eine frohe Botschaft. Amen.